

REZENSIONEN

Silvia Stoller, Helmuth Vetter (Hg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien 1997 (WUV-Universitätsverlag), 325 Seiten, DM 58,-

Die Frage nach der Möglichkeit einer feministischen Phänomenologie, bislang ein Desiderat in der Feministischen Philosophie, steht im Zentrum des Sammelbandes. Dabei ist es den HerausgeberInnen gelungen, namhafte Vertreterinnen und Vertreter sowohl der feministischen Philosophie als auch der Phänomenologie als Autorinnen und Autoren zu gewinnen, die in wegweisenden Beiträgen die Verknüpfung von Phänomenologie und Feminismus nicht nur diskutieren, sondern bereits praktizieren.

Linda Fisher sucht in ihrem Grundsatzartikel zum Verhältnis von Phänomenologie und Feminismus nach Gemeinsamkeiten zwischen beiden philosophischen Richtungen und entfaltet die von ihr vertretene Möglichkeit einer Zusammenarbeit beider am Beispiel der Subjektphilosophie und der phänomenologischen Wesensanalyse. Fisher plädiert überzeugend für einen phänomenologischen Feminismus, den sie nicht als Identität, sondern als synthetische Beziehung beider Richtungen versteht.

Nach der Bedeutung der Geschlechterdifferenz bei Husserl fragt *Hans Rainer Sepp* und nähert sich diesem Thema über Husserls transzendentalphänomenologische Subjektphilosophie und über seine Ausdehnung und Umbestimmung des Vernunftbegriffs. Diese Perspektive Sepps berührt die für ein adäquates Verständnis von „Geschlecht“ fundamentale Frage nach dem Verhältnis von Subjektivität und Geschlechtlichkeit und weist damit über die Frage nach der Bedeutung der Geschlechterdifferenz bei Husserl hinaus.

Bernhard Waldenfels thematisiert die Geschlechterdifferenz im Ausgang von zwei Erfahrungsdimensionen, der vertikalen Dimension von Besonderheit und Allgemeinheit und der horizontalen Dimension von Eigenheit und Fremdheit. Waldenfels konzentriert sich hierbei neben der Erfahrung einer Differenz in der Differenzierung auf die Asymmetrie von Ich und Anderem; von dort her eröffnet sich für ihn der Zugang zur Erfahrung der Geschlechterdifferenz, die er mit der Erfahrung unserer leiblichen Existenz verbindet. Als solche ist die Geschlechtlichkeit zum einen an den Leib gebunden und wie dieser nie ganz kultivier- und sozialisierbar, zum anderen aber ebenso wie die leibliche Existenz selbst offen für kulturelle Deutungsmuster. Dadurch kann für Waldenfels der Gegensatz zwischen Naturalismus und Kulturalismus umgangen und damit eine Alternative zum radikalen Konstruktivismus formuliert werden. Es stellt sich allerdings meines Erachtens die Frage, ob es – entgegen der These vom Primat der Differenz und der Asymmetrie – ein wechselseitiges Verhältnis, eine Konstellation von Differenz und Identität gibt, in der weder der Identität noch der Differenz ein Primat zukommt.

Die Feststellung irreduzibler Alterität und Transzendenz der Geschlechter impliziert für *Luce Irigaray* die These, daß die Geschlechterdifferenz selbst unfassbar und deshalb als Transzendenz zu verstehen ist. Der Ort dieser Transzendenz Erfahrung ist die Inter-subjektivität und mit ihr die Leiblichkeit und der eros. Deshalb muß Irigaray zufolge eine Phänomenologie der Liebkosung in der Inter-subjektivität entwickelt werden, die

die Transzendenz der Geschlechter wahr, und in der das eigene, spezifische Begehren der Frauen sichtbar wird. Daraus erwächst für Irigaray die Möglichkeit eines Bündnisses zweier Subjekte, die sich einerseits ihrer unüberbrückbaren Alterität und Transzendenz bewußt werden, die aber andererseits beide eine in Worten und in Körpern inkarnierte Intersubjektivität konstituieren. Irigarays Votum für Intersubjektivität als Ort der Transzendenz Erfahrung wird jedoch durch die Verabsolutierung von Alterität und Transzendenz unterlaufen: Wo mir der/die Andere als absolute Alterität und Transzendenz gänzlich ‚entrückt‘ ist, kann keine Intersubjektivität im eigentlichen Sinn stattfinden. Zwar bleibt in jeder Beziehung ein geheimnisvoller ‚Rest‘, eine Unverfügbarkeit der Anderen, die zuzulassen ist, um eine Beziehung ohne Herrschaft und Verfügungsmacht zu ermöglichen, aber diesen Geheimnischarakter des Anderen zu einer absoluten Transzendenz zu steigern hieße, mich letztlich der Möglichkeit einer Beziehung zu und einer Erfahrung des Anderen zu berauben.

Irigarays Kritik an Emmanuel Levinas' Verständnis der Geschlechterdifferenz diskutiert *Sabine Gürtler*. Sie würdigt deren Überlegungen zur Phänomenologie der Berührung und zur erotischen Erfahrung des/der Anderen, Irigarays Kritik an Levinas' Begriff der Profanation und an der Einseitigkeit der männlichen Perspektive allerdings lehnt Gürtler ab: Irigaray übersehe sowohl die deutlich männliche Markierung des Autorsubjekts bei Levinas als auch die Rezeptionsmöglichkeit von Levinas' Theorie in puncto „Verweiblichung des Subjekts“ und einer Verknüpfung von Ethik und Eros.

Im Zentrum des Beitrags von *Veronika Vasterling* steht Derridas Theorie der Geschlechterdifferenz, insbesondere dessen Thesen der Unentscheidbarkeit der Geschlechterdifferenz, die aus der Analogie zwischen Textualität und Sexualität und damit auch zwischen *différance* und Differenz der Geschlechter resultiert, und der disseminalen Multiplizität der Geschlechterdifferenz, die Derrida mit entsprechenden Positionen des radikalen Konstruktivismus eint. Vasterling bezweifelt zwar die Möglichkeit einer Auflösung der geschlechtlichen Dualität in eine sexuelle Multiplizität, jedoch könne die Geschlechtsdualität ihre nahezu alle Lebensbereiche erfassende kategoriale Bedeutung verlieren.

Regula Giuliani vergleicht die körperhistorischen Ansätze von Thomas Laqueur und Barbara Duden. Bei Laqueur macht sie im Anschluß an Duden einen Sog des Modellismus aus, der aus einer vorphänomenologischen Wirklichkeitsauffassung folge, welche das historische Apriori und die Kodierung unseres Sehens und Erlebens der Geschlechter ausblende. Bei Duden kritisiert Giuliani deren Trennung zwischen optischer und haptischer Hexis und ihre Identifizierung der historischen Verschiebung von der Hapsis zur Opsis mit einer Verkümmern der Sinne. Giuliani votiert dagegen für eine Bezugnahme auf eine Phänomenologie der Leiblichkeit, die die Innen- und Außensicht auf den Leib als Theoriezusammenhang diskutiert und weist damit auf die Notwendigkeit einer systematischen Verknüpfung von Feministischer Philosophie und einer Philosophie der Leiblichkeit hin, die für die Feministische Philosophie von zentraler Bedeutung werden könnte.

Judith Butler formuliert eine feministische Kritik an Merleau-Pontys *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Sie wirft Merleau-Ponty zum einen ein natürliches (Miß-)Verständnis von Sexualität vor, zum anderen die Identifikation von Sexualität mit männ-

licher und dann insbesondere mit Heterosexualität. Trotz dieser Kritik würdigt Butler Merleau-Pontys Kritik an der Subjekt-Objekt-Unterscheidung und den Ansatz einer Ontologie des Taktile in *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, was für sie eine Anknüpfung an den späten Merleau-Ponty ermöglicht. In einem Postscriptum stellt Butler denn auch die Bedeutung der Frage nach dem Leib und insbesondere die Frage nach dem Leib als Chiasmus für die feministische Theorie heraus.

Debra Bergoffen thematisiert die Interpretation der phänomenologischen Intentionalitätskonzeption in Simone de Beauvoirs *Pour une morale de l'ambiguïté*. Intentionalität werde bei de Beauvoir zum Fundament einer Ethik, in der die Anerkennung der Andersheit des Anderen, das Sein-Lassen des Anderen und die Bedeutung der Erotik und der Liebe im Zentrum stehe.

Adriana Cavarero stellt die unwiederholbare Einzigartigkeit leiblich-konkreter Existenz heraus, die sich in der Tatsache des Geborenwerdens aus der Mutter wie auch in der (erotischen) Beziehungsfähigkeit zum Anderen manifestiert. Jenes einzigartige Selbst zeigt sich in seiner Materialität und Konkretion immer schon geschlechtlich differenziert, wobei Cavarero diese sexuelle Differenz weder substantialistisch noch essentialistisch mißverstanden wissen will. Leider bleibt ungeklärt, weshalb „Geschlecht“ zwar als ontologisch-reale Größe, aber dennoch nicht substanzontologisch zu verstehen ist, vor allem deshalb, weil sich Cavarero der Frage nach dem ontologischen wie auch erkenntnistheoretischen Status von „Geschlecht“ nicht stellt. Nicht nachvollziehbar ist zudem Cavareros emphatischer Rekurs auf die Mutter, eine Hypothek des italienischen Differenzansatzes.

Am Beispiel des Erfahrungsbegriffs macht *Linda Martin Alcoff* den Nutzen deutlich, den die Phänomenologie der feministischen Theorie bietet, gelingt es ihr doch im Unterschied zu den Erfahrungs- wie auch den Subjektbegriff diskreditierenden post-strukturalistischen Ansätzen, eine mit vorprädikativer leiblicher Erfahrung ‚angereicherte‘ Subjektivität zu denken, die offen ist für kulturelle Deutungen, aber sich nicht in Sprache und Kultur auflöst.

Hilge Landweer geht der Frage nach der Konstruktion von Geschlecht durch Gefühle nach. Im Rekurs auf Hermann Schmitz' phänomenologischer Analyse von Gefühlen stellt Landweer die Verknüpfung von eigenleiblichem, unvertretbaren Gefühlserleben und Personalität heraus. Zugleich verdeutlicht sie am Beispiel des Schamgefühls, daß Gefühle kulturell normiert und damit auch geschlechtlich codiert sind.

Im Anschluß an Helmuth Plessners Konzept einer ‚exzentrischen Positionalität‘ formuliert *Gesa Lindemann* die leiblich-affektive Realität der Geschlechterfahrung, verbindet diese jedoch mit einer Theorie der Geschlechtwerdung, die die Festschreibung auf eine duale Deutung der sexuellen Differenz umgeht, weil Geschlecht erstens an das wechselseitige Begehren anderer Menschen geknüpft und zweitens die kulturelle Normierung auch dieses Begehrens herausgestellt wird.

Elisabeth List entwirft eine Theorie des Selbst, die sich zwischen einer cartesianischen Substanzontologie einerseits und der postmodernen bzw. konstruktivistischen Verabschiedung von Subjektivität andererseits verortet. Dabei bezieht sie sich auf die Existenz eines prädiskursiven, inkarnierten und lebendigen Selbst, das sich selbst unverfügbar, unfaßbar ist. Jenes Selbst ist einerseits Möglichkeitsbedingung unseres

Zur-Welt-Seins, und andererseits immer schon als situiertes, prozeßhaftes und kontingentes Selbst in den Weltbezug eingelassen. Als prädiskursiv-leibliches Selbst ist es zudem offen für diskursive Überformung durch die symbolische Ordnung und damit offen auch für geschlechtsspezifische Codierungen. List begreift das Selbst als zentrums- und einheitslos, es findet seine Identität erst im Prozeß tätigen Zur-Welt-Seins, und dennoch ist es mehr als bloßer Effekt eines Diskurses, weshalb es ein tragfähiges Fundament auch für das Projekt einer feministischen Gesellschaftskritik sein kann. Lists Entwurf einer als Prädiskursivität und Präreflexivität verstandenen Subjektivität, die sich leiblich manifestiert, bietet einen vielversprechenden Anknüpfungspunkt für feministische Subjekttheorien, die sich weder der vorschnellen Verabschiedung des Subjekts noch traditionellen, vorrangig an Descartes sich orientierenden Subjektphilosophien anschließen wollen. Vielleicht könnte darüber hinaus ein Versuch, die Phänomenologie etwa Merleau-Pontys und die – von List kritisierten – Subjekttheorien Henrichs und Franks gerade hinsichtlich der Präreflexivitätsthese miteinander ins Gespräch zu bringen, auch für die Feministische Philosophie fruchtbar sein.

Anschrift der Autorin: Dr. Saskia Wendel, Waldeyerstr. 75, D-48149 Münster